

AM BEISPIEL KAFKA: NEUN THESEN WIDER DIE LITERATURWISSENSCHAFT

© Gerhard Rieck 1999

Während meiner intensiven Auseinandersetzung mit den Texten Kafkas und ihrer Interpretation durch die akademische Literaturwissenschaft wurde ich mit einigen Aspekten von deren Methodik konfrontiert, die mich als Nicht-Literaturwissenschaftler nicht nur befremdeten, sondern die ich auch letzten Endes als mitverantwortlich für die Stagnation in der Kafka-Interpretation erachte. Nun kann ich zwar nur die Situation in der Deutung dieses einen Dichters einigermaßen abschätzen, glaube aber, aus vielen Anzeichen schließen zu können, dass es sich bei anderen untersuchten Autoren nicht viel anders verhält.

Ich möchte nun in der Folge die von mir als problematisch empfundenen Aspekte literaturwissenschaftlicher Methodik in einigen Thesen darstellen, durch möglichst konkrete Beispiele aus der Kafka-Interpretation besser fassbar machen und schließlich die in meinen Augen negativen Folgen dieser Aspekte glaubhaft erscheinen lassen. Die vorgestellten Thesen ließen sich vermutlich zu einer einzigen grundsätzlichen vereinen, doch halte ich es für anschaulicher, sie auch dort noch getrennt zu diskutieren, wo sie ineinander überzugehen scheinen.

Vorausschicken möchte ich nur noch, dass ich selbstverständlich nicht pauschal die gesamte Literaturwissenschaft verfehlter Methodik bezichtigen möchte. Es ist mir bewusst, dass man nicht alle Interpreten über einen Kamm scheren kann und der Bogen der angewandten Methoden und Verfahren weit gespannt ist.

Dennoch glaube ich, dass die Hauptströmungen innerhalb der Literaturwissenschaft des 20. Jahrhunderts (und dies eben nicht nur bei Kafka) oft genug durch systematische methodische Einseitigkeiten der Ineffizienz in der Literaturinterpretation Vorschub geleistet und damit möglichen (und für die Menschheitsentwicklung unerlässlichen) Erkenntnisgewinn verspielt haben. Der vorliegende Aufsatz bemüht sich, diese doch recht schwer wiegende Behauptung glaubhaft zu machen.

1. These: Die Literaturwissenschaft vernachlässigt das Materielle zugunsten des Geistigen.

Diese These erscheint bei näherem Hinsehen als geradezu selbstverständlich. Die Literaturwissenschaft ist eben eine *Geisteswissenschaft*. Dies soll und kann ihr natürlich nicht zum Vorwurf gemacht werden. Sie sollte sich nur dessen bewusst sein, dass sie den Reduktionismus, den sie in den Naturwissenschaften am Werk sieht (welche die von ihr untersuchten Phänomene und Gegenstände auf ihre *materiellen* Aspekte reduzieren), um 180 Grad gewendet selbst praktiziert: Sie reduziert zu oft auf die *geistigen* Aspekte und trägt diese Reduktion, wie gesagt, schon in ihrer Gattungsbezeichnung vor sich her.

Wir Menschen sind aber von geistig-emotional-sinnlich-körperlicher Vielschichtigkeit. Die vorwiegende Reduktion auf geistige, abstrakte, metaphysische, philosophische etc. Aspekte unseres Wesens und des Wesens unserer (z.B. literarischen) Hervorbringungen lässt aber außer Acht, dass gerade die mächtigsten und berührendsten Probleme unserer Existenz auf emotionaler und sinnlicher Basis beruhen und viel mehr eines materiellen Substrats bedürfen als rein geistige, verstandesmäßige, logische oder auch spirituelle Probleme. Das natürliche Spannungsverhältnis zwischen Geistigkeit, Logik, Spiritualität etc. auf der einen Seite und Gefühlen, Leidenschaften u. dgl. auf der anderen Seite findet auch häufig in den Lebensweisen der jeweiligen Vertreter ihren Ausdruck. Anhänger eines vergeistigten, spirituell geprägten Lebens ebenso wie strenge Logiker tendieren zum Leben im „Elfenbeinturm“ oder im Kloster oder in einer ähnlichen Abgeschiedenheit; und sie versuchen oft genug, Emotionalität und Sinnlichkeit in ihrem Leben gezielt zu minimieren.

Literaturwissenschaftler, die in vielen Fällen von einem philosophischen Hintergrund aus operieren, neigen nun analog dazu, den Gegenstand ihrer Wissenschaft (also die literarischen Texte und ihre Autoren) ihrer immanenten Emotionalität, Sinnlichkeit und Körperlichkeit zu berauben. Das beginnt schon mit den Versuchen, Text und Autor voneinander zu trennen (die so genannte „Autonomie“ des Textes), und setzt sich fort in der Geringschätzung, wenn nicht gar Ausblendung der vielfältigen konkreten Bezüge und Motive, welche in den Texten auf die Gefühls-, Sinnen- und Körperwelt der Figuren (und indirekt des Autors) verweisen.

Die wesentlichste Ausblendung betrifft natürlich die wohl stärkste Manifestation dieser Welten, die Sexualität. Wie sehr gerade *diese* Ausblendung bei Kafka zur Unfruchtbarkeit der Deutungen beigetragen hat, wird noch zu untersuchen sein. Hier wurde jedenfalls der Hauptstrang zwischen der Persönlichkeit und Individualität

des Autors auf der einen und sowohl der Substanz als auch den Details seiner Texte auf der anderen Seite gekappt.

In meinem Aufsatz „Die Literaturwissenschaft als Schlossbürokratie. Zum ‚horror concreti‘ in der Kafka-Interpretation“ vergleiche ich die Behandlung, die der Landvermesser K. in Kafkas Roman „Das Schloss“ durch die Schlossbürokratie erfährt, mit der Behandlung Kafkas durch die Literaturwissenschaft. Wir wissen, dass die Schlossbürokraten sich indirekt (also unter anderem mit zahlreichen Schriftstücken und Akten) sehr intensiv mit dem Landvermesser befassen, einer Begegnung mit der konkreten Person und deren körperlichen Existenz aber geradezu panisch ausweichen (z.B. Klamm in der Schlittenszene und die gesamte Beamtschaft in der Szene der Aktenverteilung).

Auf eine durchaus analoge Weise beschäftigt sich die Literaturwissenschaft (noch einmal: nicht in ihrer Gesamtheit, wohl aber in ihren dominierenden Strömungen und vielen einflussreichen Vertretern) zwar sehr intensiv (mit noch viel zahlreicheren Schriftstücken der Sekundärliteratur) mit den Texten und dem Leben Kafkas, schreckt aber vor einer vollen Konfrontation mit den konkreten, individuellen Aspekten sowohl des Dichterlebens als auch der Protagonisten der Texte zurück und praktiziert ähnlich wie die Schlossbürokratie eine Trennung von Leben und Werk, von konkreter (aber gemiedener) Individualität und abstrakter (gesuchter) Aktenkundigkeit.

Als Folge dieses „Horror vor dem Konkreten“ werden Kafkas Leben und Werk vorwiegend als geistige Manifestationen untersucht, und der Erkenntnisgewinn, der aus einer lebendigen Auseinandersetzung auch mit den körperlich-emotional-sinnlichen Anteilen von Autor und Figuren zu holen wäre, bleibt uneingelöst. Dies gilt mit Sicherheit auch für viele andere Autoren der Literaturgeschichte.

Die Themen großer Dichtung sind oft genug die Probleme und Leiden, die im Umgang der Menschen miteinander und mit sich selbst entstehen. Darunter sind die seelisch-emotional-psychologischen betroffener machend, drängender und explosiver als die geistig-verstandesmäßig-philosophischen, auch wenn sich letztere noch so sehr als die bedeutenderen gebärden. Es ist zugleich traurig und ärgerlich zu sehen, wie die im großen Maßstab philosophisch infiltrierte Literaturwissenschaft ihrer humanitären Aufgabe nicht gerecht wird und die Selbsterkenntnis des Menschen und die Aufarbeitung seiner unermesslichen Leiden verursachender Problemzonen verfehlt.

2. These: Die Literaturwissenschaft vernachlässigt das Konkrete zugunsten des Abstrakten.

Diese These steht naturgemäß in engem Zusammenhang mit der vorhergehenden. Die Literaturwissenschaft (noch ein weiteres Mal: nicht pauschal, wohl aber vorwiegend) ist in ihrer grundsätzlichen Ausrichtung vor allem an abstrakt-philosophischer Interpretation von Texten interessiert. Das hat nicht nur zur Folge, dass sie die konkrete Autorperson gerne in den Hintergrund drängt und die von ihr geschaffenen Texte verselbständigt; sondern es werden auch konkrete, textnahe Strukturen, Motive und Elemente zugunsten abstrakter, textferner philosophischer Spekulationen vernachlässigt.

Dies geschieht bei Kafka in einer ganz besonders intensiven Weise. Viele Interpreten leiten daraus, dass Kafka in seinen Texten Realität und Sinn zu verweigern bzw. zu „dekonstruieren“ scheint, die Berechtigung ab, von vornherein auf konkrete Interpretation verzichten zu können. Das „Kafkaeske“ scheint sofort auf die alleinige Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit abstrakter Deutungsbemühungen hinzuweisen. Übersehen wird dabei, dass Kafka nicht wie viele andere Dichter den Weg vom vordergründigen Konkreten zum hintergründigen Abstrakten geht, sondern umgekehrt hinter dem vordergründigen Abstrakten erstaunlich ergiebig konkret wird.

Es ergibt sich also der merkwürdige Umstand, dass es in Kafkas Texten von konkreten handlungs- und strukturtragenden Motiven (die sich noch dazu abstrakter Deutung sehr oft sehr standhaft widersetzen!) nur so wimmelt, diese aber von den Interpreten entweder kaum oder praktisch überhaupt nicht wahrgenommen werden.

Stellvertretend für viele andere nenne ich hier nur die Motive „Bett“ (als absurd häufiger Handlungsort wichtiger Begegnungen), „Türen“ (extrem häufig die Schaltstellen, an denen und um die herum sich die Handlung ereignet), „Treppen“ und „Gänge“ (in manchen Texten *alleinige* Handlungsorte), „Zerstreuung, Müdigkeit, Schläfrigkeit“ (die auffallend häufige Befindlichkeit der Figuren) als Beispiele für kaum bzw. noch immer zu wenig gewürdigte Motive und als Beispiele für praktisch überhaupt nicht beachtete Motive „Galerie“, „Geländer“ und „Gitter“ (oft auftretende Trennelemente zwischen Beobachtern und Beobachtetem) und die „fatale Dienstmädchenliebe“ (welche die Grundstruktur aller drei Romane bestimmt).

Eine schlüssige Kafka-Interpretation wird ohne ausführliche Analyse dieser und vieler anderer erfreulich konkreter und in den Texten in (zum Teil zahllosen) Wiederholungen auftretender Motive nicht auskommen können, will sie sich nicht darin erschöpfen, die jeweilige Modephilosophie (derzeit: die Postmoderne) gewaltsam in Kafkas Dichtung hineinzuprojizieren. In Analogie zur erfolgreichen Methodik der Naturwissen-

schaften wäre auch in der Literaturwissenschaft eine vermehrte Beachtung eines fruchtbaren Prinzips angezeigt: Nur soviel Philosophie und Metaphysik wie nötig, aber soviel Realismus und Konkretes wie möglich! Die verhängnisvolle Fixierung auf das Abstrakte lässt viele Interpreten aber konkrete Textelemente konsequent übersehen und statt dessen an Realität und Konkretheit scheinbar auflösenden Tendenzen im Text (z.B. an Kafkas vordergründiger „Dekonstruktion“) hängenbleiben.

So wird also z.B. behauptet, das Thema des „Proceß“-Romans wäre nicht irgendeine *konkrete* Schuld (des Prokuristen Josef K.), sondern die Schuld-Frage an sich (also die Schuld als *Abstraktum*), und deshalb hätte Kafka auch keine konkrete Schuld des Josef K. angegeben.

Bei näherer Analyse des Romantextes ergibt sich allerdings, dass Kafka sehr wohl massive Hinweise auf eine konkrete Schuld seines Protagonisten gibt und dass diese Schuld der des Karl Roßmann im fast gleichzeitig entstandenen ersten Roman entspricht: die verbotene Liebe zum Dienstmädchen. Josef K. wurde jeden Morgen (noch im Bett liegend!) vom Dienstmädchen Anna das Frühstück serviert – von der durch diese erotische Annäherung begründeten Schuld angezogen, lässt ihn das Gericht exakt am Ort des Vergehens und exakt zum Zeitpunkt des Vergehens verhaften und spielt ihm später in seinem Gerichtssaal dieses Vergehen (in verdeutlichender Übertreibung) in einer Art Theaterszene vor: Der Student Berthold schläft mit einer Waschfrau (also einer Dienstmädchenfigur), wie der Student Franz Kafka in seinen Phantasien der Jahre 1902/1903 mit dem Dienstmädchen Anna Pouzarová (der Ahnfrau aller tabuisierten Dienstmädchen in den Texten, vor allem natürlich der *Johanna* Brummer im „Verschollenen“ und der *Anna* des „Proceß“).

Wie sich nun generell zeigt, lassen sich viele der in der Sekundärliteratur chronisch vernachlässigten wichtigen Motive durch eine einzige Annahme endlich dem Versuch einer verbindlicheren Deutung zuführen. Die in den Texten mit großer Regelmäßigkeit und Häufigkeit wiederholten und immer wieder miteinander verknüpften Elemente legen nämlich die Vermutung nahe, dass hier eine einzige Szene nacherzählt bzw. bearbeitet wird. In einer größer angelegten Studie (RIECK, 1999) habe ich zu zeigen versucht, dass dieser Szene Kafkas „Pawlatschentrauma“ (KKAN2 S.149) aus dem „Brief an den Vater“ zugrundeliegt (alle oben genannten Einzelmotive mit Ausnahme der „fatalen Dienstmädchenliebe“, also vom „Bett“ über die „Tür“ und die „Schläfrigkeit“ bis zum „Gitter“ lassen sich zwanglos und ohne Bemühen philosophisch-abstrakter Deutungsmuster einordnen).

Zusätzlich müssen wir nur noch annehmen, dass Kafkas Erinnerung an dieses traumatische Ereignis aus seiner Kindheit ein wesentliches Detail unterschlagen hat (wie es für „Deckerinnerungen“ typisch ist), welches aber z.B. in der literarischen Bearbeitung sehr wohl wieder erscheint. Ich meine die dem Ausschluss auf die Pawlatsche (=den Balkon) vorausgegangene (real stattgefundene oder auch nur phantasierte) Beobachtung des Verkehrs unter den Erwachsenen (am deutlichsten umgesetzt im „Verschollenen“ (KKAV S.294): Karl beobachtet Delamarche und Brunelda beim Liebespiel und wird dafür auf den Balkon ausgeschlossen – eine vermutlich fast 1:1-Nacherzählung der vervollständigten „Pawlatschenszene“).

Gemeinsam mit der „fatalen Dienstmädchenliebe“, welche die als tabuisiert empfundene und daher verdrängte Liebe Kafkas zu Anna Pouzarová nachstellt (RIECK, 1999, S.196ff.), wird hier also die enorme Bedeutung der weit gehenden Missachtung der Sexualität für die Unfruchtbarkeit in der Kafka-Deutung sichtbar. Kafkas Texte enthalten an allen Schlüsselstellen eine Fülle von Strukturen und Details aus diesen beiden Traumata des Dichters („Ausschluss“ und „verbotene Liebe“), beide mit einem eindeutigen und bestimmenden sexuellen Hintergrund. Dessen Ausblendung hat also die gravierendsten Folgen und lässt die Schlüsselstellen der Texte in ihrer abwehrbedingten Rätselhaftigkeit bestehen (zur Genugtuung vieler Interpreten, welche auf der Basis dieser Rätselhaftigkeit ihr Geschäft der Weiterverdunkelung betreiben können).

3.These: Die Literaturwissenschaft vernachlässigt das Ergründbare zugunsten des Unergründbaren.

Die Literaturwissenschaft steht im Großen und Ganzen unter dem „Primat des Unergründbaren“. Kaum ein Vortrag, kaum ein Aufsatz, kaum eine Studie, kaum ein persönliches Gespräch eines Literaturwissenschaftlers kommt ohne die Versicherung aus, dass literarische Texte in ihrer Vielschichtigkeit und Vieldeutigkeit letzten Endes unergründbar sind – und dass dieser Umstand zu begrüßen ist.

Daher wird dem Rätsel der Vorzug gegeben vor der Lösung, das Fragen wichtiger genommen als das Antworten, das Verdunkeln freudiger betrieben als das Erhellen. Die Suche nach verbindlichen Antworten wird als Versuch der Entschärfung denunziert, Entschlüsselung als unmöglich dargestellt, Enträtselung als unerwünscht bzw. illusorisch betrachtet, Wahrheit und Wirklichkeit als Begriffe über Gebühr problematisiert. Die Konsequenz dieser Einstellungen habe ich an anderer Stelle angedeutet: Wer von vornherein annimmt, dass das *Wesen* seines Erkenntnisgegenstandes *nicht* ergründbar ist, wird am Ende nur das finden, was er zu finden von Anfang an erwartet hat – *nichts Wesentliches*.

Solche Einstellungen wären in den Naturwissenschaften undenkbar. Diese stehen unter dem „Primat des Ergründbaren“. Auch wenn der Naturwissenschaftler der Meinung sein mag, niemals alles ergründen zu können, so stehen die Grenzen seiner Erkenntnisfähigkeit doch nur dann in seinem Blickpunkt, wenn er sie

nach außen verschieben kann. Dieses Ziel scheinen Literaturwissenschaftler oft genug gar nicht zu haben. Dann liegt der Verdacht nahe, dass sie sich ein Wort von Kafka angeeignet haben, ohne aber dessen Selbstkritik mit zu übernehmen: *Die Kunst fliegt um die Wahrheit, aber mit der entschiedenen Absicht, sich nicht zu verbrennen* (KKAN2 S.75).

Am Ende jahrzehntelanger Pflege des Images Kafkas als unergründbar Verrätselnder steht jedenfalls eine im persönlichen Gespräch mit vielen Interpreten zu vernehmende „Kafka-Müdigkeit“, Resignation angesichts der Unverbindlichkeit der angehäuften Sekundärliteratur und Kapitulation vor den scheinbar ewigen Geheimnissen seiner Texte. Auch die Literaturwissenschaft fliegt also um die Wahrheit mit der entschiedenen Absicht, sich nicht zu verbrennen ...

Sie hat es zugegebenermaßen aber auch viel schwerer als die Naturwissenschaften. Die Entdeckungen letzterer versprechen uns Naturbeherrschung, angenehme Lebenserleichterungen, Luxus, Gesundheit und langes Leben, und daher werden sie auch freudig begrüßt und schon lange nicht mehr abgewehrt. Dagegen fördern die Forschungen an den Texten unserer großen Dichter nicht selten Erkenntnisse zutage, die unser Aufnahmevermögen und vor allem unsere Aufnahmebereitschaft überfordern, die unsere Ängste, Schatten und Abgründe sichtbar machen würden und deren Nutzbarmachung uns zunächst (seelische und geistige) Anstrengungen abverlangen würden.

Es gibt in diesem tiefenpsychologischen Sinn praktisch keine Abwehr mehr gegenüber Naturwissenschaft und Technik, aber nach wie vor massiven Widerstand gegenüber einer ebenso sorgfältig wie konkret betriebenen Literaturwissenschaft. In dieser steht die „kopernikanische Wende“ noch aus, in der wie in den Naturwissenschaften an die Stelle der Beliebigkeit subjektiver, abstrakt-philosophischer und rein geistiger Betrachtungen die zumindest teilweise Verbindlichkeit nachvollziehbarer Beobachtungen, Erfahrungen, Analysen, Theorien, Beweisführungen und Widerlegungen treten muss. In ihrer Geringschätzung solcher Methodik sind sich jedoch die verschiedenen rivalisierenden Strömungen der interpretierenden Philologie (von der Prämoderne bis zur Postmoderne) einig; hier gibt es kein wirklich ernsthaftes Dissidententum und daher auch entsprechende Verknöcherung.

Vor allem in der Kafka-Interpretation ist Ergründbarkeit fast synonym mit „Entschlüsselbarkeit“. Immer wieder hat man sich darum bemüht, den „Code“ zu finden, mit Hilfe dessen Kafkas rätselhafte Texte entschlüsselt werden könnten. Der offensichtliche Fehlschlag dieser Bemühungen hat die Literaturwissenschaft dazu ermutigt, die prinzipielle Unmöglichkeit einer solchen Entschlüsselung zu behaupten. Wer nach wie vor an einen auffindbaren Code glaubt, mit dessen Hilfe die Texte zumindest zu einem wesentlichen Teil in eine der Vernunft zugänglichere Form übersetzt werden könnten, gilt heute fast schon als naiv. Die „Code-Frage“ (die „Hamlet-Frage“ der Kafka-Interpretation) scheint heute im negativen Sinn entschieden zu sein.

Dass sich kein Code hat finden lassen, muss aber nicht an seiner Nicht-Existenz liegen, sondern kann auch damit begründet werden, dass eben mit untauglichen Methoden bzw. am falschen Ort gesucht wurde. Mir fällt dazu der von Paul Watzlawick erzählte Witz ein, in dem ein Mann nachts in einer einsamen Straße einen Betrunkenen sieht, der unter einer Laterne den Boden nach seinem verlorenen Schlüssel(!) absucht. Der Mann hilft eine Zeit lang beim Suchen, fragt aber dann den Betrunkenen, ob der sicher sei, seinen Schlüssel gerade *hier* verloren zu haben. Worauf der Angeheiterte dann prompt antwortet, er hätte sie eigentlich an einer anderen Stelle weit weg von der Laterne verloren, aber dort wäre es ihm zu dunkel zum Suchen ...

Mit ihrer selbstsicheren und in letzter Zeit vielfach wiederholten Absage an einen auffindbaren Schlüssel zu Kafkas Leben und Werk hat sich die Literaturwissenschaft allerdings doch recht weit aus dem Fenster gelehnt. Sollte ein solcher (und wenn auch nur teilweise, aber substantiell sperrender) Schlüssel doch noch entdeckt werden (ohne wesentliche neue Methoden anzuwenden oder neue Informationen zu besitzen), müsste sie sich nämlich fragen lassen, warum sie ihn denn bisher *nicht* gefunden hat. Welche andere Gründe sollte es dafür geben als den, womöglich unbewusst gezielt sich selbst am Finden gehindert zu haben?

4. These: Die Literaturwissenschaft vernachlässigt den Reduktionismus zugunsten des Inflationismus.

Unter „Reduktionismus“ verstehe ich in diesem Zusammenhang das Verfahren, ein Zeichen (ein Phänomen, etc.), welches unter mehreren Aspekten gesehen bzw. erklärt werden könnte, vorwiegend oder ganz nur unter einem (Haupt-)Aspekt zu sehen bzw. zu deuten. Der Begriff Reduktionismus hat unter anderem deshalb einen negativen Klang, weil er als Vorwurf gegen die Naturwissenschaften gebraucht wird (diese reduziert danach alles auf Materie bzw. auf mathematisch-physikalische Naturgesetze).

Ein Gegenbegriff zu Reduktionismus in diesem Sinn scheint nicht gebräuchlich bzw. ist mir nicht bekannt („Holismus“ als Gegenbegriff bezieht sich auf eine andere Ausprägung von „Reduktionismus“ und kommt hier nicht in Betracht). Ich wähle dafür die Bezeichnung „Inflationismus“ und verstehe darunter das Verfahren, ein Zeichen (Phänomen, etc.), welches sinnvollerweise vorwiegend unter einem (Haupt-)Aspekt gesehen bzw. gedeutet werden könnte, unnotwendigerweise unter vielen anderen Aspekten zu sehen bzw. zu deuten.

So wie Reduktionismus das bevorzugte Verfahren für den Naturwissenschaftler ist, so ist Inflationismus das Verfahren der Wahl für den Geisteswissenschaftler, insbesondere für den Literaturwissenschaftler. Dieser besteht ja auf der unauflösbaren Vielschichtigkeit und unabschließbaren Interpretierbarkeit des literarischen Textes. Ein entsprechendes „inflationistisches Manifest“ stammt von Paul de Man: Es gibt dem literarischen Text gegenüber keine Instanz – weder den Autor selbst noch seine Freunde noch alle Philologen zusammen –, welche eine rhetorisch unterschiedlich definierbare Stelle endgültig festlegen darf (zitiert in: MATT, 1995, S.266).

Ich wähle zur Klarstellung der in Frage kommenden Problematik immer wieder eine besonders einprägsame kleine inflationistische Kostprobe aus der Kafka-Deutung, nämlich die Stelle in Heinz Politzers Kafka-Studie (POLITZER, 1965, S.342), in der er die Unterschrift des Schlossbeamten Klamm unter den Brief an den Landvermesser K. interpretiert. Diese Unterschrift lautet „Der Vorstand der X.Kanzlei“ (KKAS S.40).

Politzer deutet das Zeichen „X“ nicht bloß als Darstellung für die Zahl „zehn“, sondern vor allem als Darstellung des mathematischen Zeichens „x“ für die Unbekannte in einer Gleichung, sodass die „X.Kanzlei“ zugleich zum Büro des Unbekannten wird.

Das Zeichen „X“ ist potentiell vieldeutig, daher auch die Textstelle, in der es auftritt. Dies gilt naturgemäß für alle vieldeutigen Zeichen. „X“ kann beispielsweise des Weiteren auch als Darstellung eines Hindernisses bzw. einer Sperre gedeutet werden (Straßen- oder Panzersperren haben etwa die Form eines „X“). Die Frage ist nur, ob es sinnvoll ist, die potentielle Vieldeutigkeit auch in jedem Fall schlagend werden zu lassen. Nicht jeder Mensch, der in einer 10.Kanzlei arbeitet oder in einem 10.Stockwerk wohnt, ist ein Unbekannter oder ein Verhinderer.

Zur Klärung dieser Frage könnte es im konkreten Beispielfall sinnvoll sein, sich nach analogen Textstellen umzusehen. Dann aber sieht man sehr bald, dass Kafka im Zusammenhang mit Klamm sowie mit ähnlichen Figuren immer wieder explizit die Zahl „zehn“ ins Spiel bringt und nie mehr das Zeichen „X“. Dies schließt natürlich nicht aus, dass Kafka in die erwähnte Textstelle sehr wohl eine Mehrdeutigkeit legen wollte. Es zeigt aber gleichzeitig, dass diese Mehrdeutigkeit (=Vielschichtigkeit) eine sekundäre ist, die hinter einer primären Bedeutung (eben der der Zahl „zehn“) zurücktreten muss.

Es zeigt sich aber auch schon an diesem kleinen Beispiel, dass die zu intensiv geübte Suche nach Vieldeutigkeit und Vielschichtigkeit die große Gefahr mit sich bringt, über der Eröffnung von zu vielen Sekundärebenen die Analyse der Primärebene zu vernachlässigen. Genau dieser Gefahr ist die Literaturwissenschaft (und dies wohl nicht nur bei Kafka) immer schon ins Messer gelaufen. Die „erfolglos mäandernden Deutungsaktivitäten“ (Karl-Heinz Fingerhut) sind zu einem großen Teil diesem schlecht verstandenen Inflationismus zuzuschreiben, der sich in der potentiellen Vieldeutigkeit, die nun einmal in allen sprachlichen Äußerungen angelegt ist, verliert.

Die Effizienz der Naturwissenschaften ist zu einem guten Teil darin begründet, dass sie die Wertigkeit mehrerer Interpretationsmöglichkeiten einer Beobachtung (einer Erfahrung, eines Experimentes etc.) durch Wiederholungen dieser Beobachtung (Erfahrung, Experiment etc.) einzuschätzen weiß. Dieses Prinzip wendet der Literaturwissenschaftler nur ungern an. Besonders bei „rätselhaften“ Autoren wie Kafka wird an Stelle von reduktionistischen Enträtselungsversuchen viel lieber inflationistische Weiterverrätselung betrieben.

Die von Kafka selbst angelegten Reduktionismen (beispielsweise reduziert er den Status des Angeklagten und des Außenseiters praktisch immer auf Männer) werden von seinen Interpreten nur allzu oft wieder durch Inflationismen rückgängig gemacht, wodurch dann aus einem auflösbaren Rätsel („Warum sind Angeklagte und Außenseiter praktisch ausschließlich Männer?“) ein viel unauflösbareres Rätsel universell-menschlicher Existenz wird. Auf diese Weise wird oft geradezu systematisch mögliche Erkenntnis durch Aufblähung der Bedeutungszusammenhänge hintertrieben.

Es soll hier nicht bestritten werden, dass es sinnvoll sein kann, die vorschnelle, aber vielleicht illusorische Festlegung auf eine sich vordrängende Bedeutung („X“ ist gleich „zehn“) zu hinterfragen und mögliche weitere Bedeutungen zu suchen und in Erwägung zu ziehen. Alle diese denkbaren und konstruierbaren Bedeutungen aber a priori mit der gleichen Wertigkeit zu versehen, ohne sie an analogen Textstellen bzw. am restlichen Text zu messen, ist inflationistischer Fundamentalismus und führt zu interpretatorischer Ohnmacht. Manchmal möchte man fast glauben, dies wäre auch das uneingestandene Ziel ...

5.These: Die Literaturwissenschaft vernachlässigt das Einfache zugunsten des Komplizierten.

Vom englischen Historiker Edward Gibbon (18.Jhdt.) stammt der Satz, man solle keinem erhabenen Motiv trauen, wenn sich auch ein niedriges finden lässt. Die wissenschaftliche Variante dieser Aufforderung könnte in dem Grundsatz zu sehen sein, man möge einer komplizierten Theorie für die Erklärung eines untersuchten Phänomens eine gleichzeitig vorhandene einfachere Theorie (die mit weniger Voraussetzungen, Nebenbedingungen, mathematischen Erfordernissen, theoretischen Konstruktionen, neuen Begriffen etc. auskommt)

vorziehen. Die volkstümliche Spielart endlich lautet, man möge ein Jucken im rechten Ohr mit dem rechten Zeigefinger und nicht mit dem linken über den Kopf hinweg bekämpfen ...

Für dieses letztere Verfahren hat die Literaturwissenschaft aber ein großes Faible. Je komplizierter desto lieber lautet oft genug ihr Grundsatz. Während die Naturwissenschaft in der Komplexität einer Theorie zu Recht ein Indiz für deren Unabgeschlossenheit (und eventuell sogar Fehlerhaftigkeit) sieht und nach Möglichkeiten Ausschau hält, diese Komplexität zu reduzieren (die Wahrheit ist zwar nicht immer einfach zu finden, aber sie ist immer einfach in ihrer Gestalt), wittert die Geisteswissenschaft in der Einfachheit sofort die Illusion, die Beschränkung, die Festlegung, die Entschärfung. Man kann das Misstrauen aber auch übertreiben. Und wer den Weg für das Ziel hält, hat natürlich wenig Motivation, irgendwo anzukommen.

Dass Literaturinterpretation mittels oft sehr komplexer Thesen und Theorien betrieben wird, ist wohl evident. Autoren wie Kafka reizen noch über das gewöhnliche Maß hinaus dazu, ihrer vordergründigen Rätselhaftigkeit und scheinbaren Unergründbarkeit mit dem Einsatz eindrucksvoller, mit Philosophismen überladener Gedankengebäude zu begegnen.

Texte, welche das Ausgeschlossensein und die Bemühungen um Wiederaufnahme thematisieren, werden dann mit möglichst bedeutungsschwangeren Begrifflichkeiten angegangen. Derridas Interpretation der „Türhüterlegende“ ist dafür vielleicht ein Musterbeispiel (DERRIDA, 1992). Eine komplizierte Deutung mit Hilfe eines neuen philosophischen Begriffsystems („différance“, „Aufschub“, „Gesetz“ versus „Singularität“ etc.) verdrängt hier die einfache Deutung völlig, obwohl letztere von vielen analogen Texten Kafkas nahegelegt wird.

Diese einfache Deutung, welche mit wesentlich weniger begrifflichem und theoretischem Aufwand auskommt, lautet: Hier wird, wie an vielen anderen Stellen im Werk, eine Grundsituation wiederholt bzw. nachgestellt, die für den Autor ganz persönlich von existentieller Bedeutung ist – die Situation eines vor einer Türe Ausgesetzten, dem ein Türhüter die Aufnahme durch diese Türe verweigert (die exakte Umsetzung von Kafkas Grundtrauma, der „Pawlatschenszene“). Sowohl diese Verweigerung der Aufnahme als auch die vorangegangene Aussetzung (die in der „Türhüterlegende“ ausgespart ist) und ihr (sexueller) Hintergrund zählen zu den mit aller wünschenswerten Deutlichkeit und eindrucksvoller Wiederholungsrate gezeichneten Grundmustern von Kafkas Texten.

Die Problematik von Derridas philosophisierender Deutung erweist sich im Übrigen auch daran, dass es Kafka nicht nur auf die Darstellung des „Aufschubs“ beim Eintritt ins „Gesetz“ ankommt, sondern vor allem auch auf die verweigerte Anteilnahme des Türhüters. Dafür gibt es mehrere gute Argumente.

Erstens existiert eine Variante zur Türhüterlegende (KKAN2 S.343), in welcher der Ankommende jene Handlung setzt, deren Unterlassung einerseits dem Mann vom Lande von vielen Interpreten vorgeworfen wird und die andererseits laut Derrida gar nicht möglich wäre: Er stürmt – sofort und ohne zu fragen (und ohne den mindesten „Aufschub“!) – am Türhüter vorbei! Dann aber kehrt er um und fragt den Türhüter, der ihn allerdings auch in dieser Variante im Stich lässt.

Zweitens wird die Türhüterlegende („**Vor** dem Gesetz“) im Rahmen des Romankapitels „**Im** Dom“ erzählt (Hervorhebungen G.R.), wo sich Josef K. also ohnehin bereits die ganze Zeit **in** einem Gebäude des Gesetzes befindet (der Gefängniskaplan gehört ja zum Gericht und verhält sich Josef K. gegenüber am Ende so wie der Türhüter: dieser verwehrt den Eingang, jener weist den Ausgang, beide verschließen sich den Bitten und verhalten sich gleichgültig).

Und drittens zeigt uns Kafka auch in der Szene der Aktenverteilung im „Schloss“ (KKAS S.430ff.), wo sich K. über das ausdrücklich ausgesprochene Verbot des Eintritts in die Gänge des Herrenhofs hinwegsetzt, dass es nicht auf den unterlassenen Eintritt ankommt (und also auch nicht auf seinen „Aufschub“!), sondern auf die Herablassung der Türhüter (die K. auch in dieser Szene als Unperson behandeln).

Derridas „différance“ mag also als komplizierte philosophische Konstruktion Sinn ergeben oder auch nicht – mit der verborgenen Bedeutung von Kafkas Texten hat sie jedenfalls nichts zu tun und kann durch einfachere Deutungen ersetzt werden. Und dies gilt auch für viele andere der in der Sekundärliteratur so zahlreich vertretenen überabstrahierenden Interpretationen.

Die einseitige Fixierung auf die vordergründige Rätselhaftigkeit und Unergründbarkeit Kafkas hat uns ein scheinbar unvermeidliches jahrzehntelanges Interpretationschaos beschert, aber auch den Blick verstellt dafür, dass Kafka, ganz anders als sein Ruf, in seinen Texten immer wieder großes Gewicht auf die möglichst einfache Vermittlung ganz unkomplizierter Zusammenhänge Wert legt.

Es ist also etwa überhaupt nicht erforderlich, komplizierte Deutungswege zu beschreiten, um die konkrete Schuld der Protagonisten in den Romanen zu entschlüsseln. Auch die Behauptung, es werde hier gar keine konkrete Schuld verhandelt, sondern Schuld als Abstraktum, geht, wie gesagt, in die Irre. Auch dort, wo Kafka keine Schuld explizit anführt, weiß er sie deutlich genug zu kennzeichnen. Sein probatestes Mittel dabei ist, Schuld und Strafe am gleichen Ort zur gleichen Zeit zu realisieren (siehe auch These Nr.2).

So muss also Herr Green im „Verschollenen“ deshalb bis Mitternacht warten, bevor er Karl Roßmann den Brief des Onkels überreichen kann (in dem Karl verstoßen wird), weil Karl erst um Mitternacht „schuldig“ wird (als er Klara mit Mack am großen Himmelbett sieht); und Josef K. wird, wie schon erwähnt, deshalb um acht

Uhr morgens und im Bett verhaftet, weil er sich jeden Tag zu dieser Zeit und an diesem (verfänglichen!) Ort vom Dienstmädchen das Frühstück hat servieren lassen (die Dienstmädchen, mit denen Josef K. im „Proceß“ und Karl Roßmann im „Verschollenen“ das strenge Sexualtabu brechen, heißen auch praktisch gleich – Anna bzw. Johanna, eben so wie das „verbotene“ Dienstmädchen Anna Pouzarová in der Realität des jugendlichen Dichters 1902/1903).

6. These: Die Literaturwissenschaft vernachlässigt das Banale zugunsten des Großartigen.

Mit dieser These lässt sich anschaulich demonstrieren, wie sehr die Literaturwissenschaft hinter wesentliche Erkenntnisse moderner Psychologie zurückfällt. Diese lehrt uns, dass Träume Ergebnisse der Bearbeitung unbewusster Inhalte sind und diese Bearbeitung wesentlich zum Zweck der Verfremdung erfolgt. Für die Aufhebung dieser Verfremdung ist es dann unerlässlich, dass sie sich nicht von der Fassade, also der vordergründigen, absichtsvoll verschleiern den Erzählung, blenden lassen darf.

Die Ineffizienz der Traumdeutungen vor Freud beruhte unter anderem darauf, dass dem erinnerten Traum und seinen in den Vordergrund gestellten Handlungen und Strukturen zuviel Aufmerksamkeit und Deutungsbemühung gewidmet wurde. Als Ergebnisse sekundärer Bearbeitung hat der manifeste Traum (ebenso wie die manifeste Dichtung!) oft genug Täuschungscharakter (man beachte in diesem Zusammenhang das vielleicht mit Abstand häufigste Motiv bei Kafka – Betrug, Lüge, Verschweigen, Täuschung, Selbsttäuschung etc., zusammenfassbar unter dem Sammelbegriff „Misskommunikation“).

Viel ergiebiger für die Deutung eines Traumes ebenso wie für die Deutung eines Textes sind oft genug kleine und unbedeutend, ja sinnlos erscheinende Details, die man bei oberflächlicher Betrachtung als zufällig abqualifizieren könnte, die aber bei näherer Analyse oft erstaunlich wichtige Erkenntnisse zu vermitteln in der Lage sind.

Wenn nun aber dichterische Texte eine ähnliche Bearbeitung unbewusster Inhalte leisten wie Träume, dann wäre auch bei ihrer Deutung eine ähnliche Strategie erfolgversprechend. Um dies zu demonstrieren, wähle ich als Beispiel also absichtlich ein besonders banales Detail aus einem Kafka-Text, und zwar aus der Binnenerzählung Robinsons im Roman „Der Verschollene“ (KKAV S.189ff.). Hier erzählt Robinson dem Karl Roßmann, wie er und Delamarche in den Haushalt der geschiedenen Sängerin Brunelda kamen.

Von deren Ex-Ehegatten erfahren wir dabei nicht einmal den Namen, bloß dessen etwas ungewöhnlichen Beruf: Er ist Kakaofabrikant (KKAV S.305). Dies wird einmal nebenbei erwähnt und niemals wieder darauf Bezug genommen. Wir könnten also meinen, Kafka hätte irgend eine ihm zufällig in den Sinn gekommene Berufsbezeichnung gewählt und diese hätte weiters keinerlei Bedeutung für den Text.

Ein guter Psychoanalytiker würde einen Patienten, der ihm Robinsons Erzählung als eigenen Traum bringt, sofort zu einem Einfall zu „Kakaofabrikant“ auffordern, um Rückschlüsse auf eine verborgene Bedeutung hinter diesem banalen Traumelement ziehen zu können. Wir können diesbezüglich zwar nicht mehr Kafka befragen, in diesem speziellen Fall scheint die wichtige, jedoch versteckte Botschaft des Banalen aber ausnahmsweise auch so erschließbar: Hier wird offensichtlich auf die Bedeutung der Binnenerzählung als ödipale Familiengeschichte des Autors selbst verwiesen, in der Vater **Kakaofabrikant** bei Mutter Brunelda durch zwei Jüngere ersetzt wird, von denen allerdings nur einer zum Zug kommt, während der andere (Robinson, so wie auch Karl, so wie aber auch vor allem ihr Autor selbst in der „Pawlatschenszene“) auf den Balkon verbannt wird.

Nebenbei zeigt dieses Beispiel gut, wie prompt und exakt das Unbewusste arbeitet. Jeder Leser mit einem Kafka analogen (also kurzem, aber im Deutschen keinen Sinn ergebenden) Namen möge zur Illustration versuchen, diesen Namen in einer deutschen Berufsbezeichnung ähnlich verborgen unterzubringen. Kafka ist diese Leistung vermutlich blitzartig gelungen, da dem Unbewussten prinzipiell der gesamte zur Verfügung stehende Wortschatz auf einmal präsent ist (vielleicht könnte hier nicht einmal ein superschneller Computer, der aber seine Datenbank Wort für Wort durchgehen muss, Schritt halten).

In der Traumdeutung hat sich, wie gesagt, die Fixierung auf vordergründige Handlung, Zusammenhänge und Symbolik als Sackgasse erwiesen. Es war Freuds Leistung, wieder auf die unscheinbaren kleinen Details zurückzugehen und von ihnen und den ihnen zugeordneten Assoziationen aus einen fruchtbareren Deutungsweg zu beschreiten, auf dem man neue Zusammenhänge erschließen kann.

Dichtung und Traum sind aber verwandte Phänomene – nicht mehr und nicht weniger. Eine Gemeinsamkeit besteht darin, dass beide Kompromissbildungen sind zwischen der Darstellung und der Verdrängung wichtiger seelischer Inhalte. Der „große Schwung“ des manifesten Traumes ebenso wie der eines dichterischen Textes ist oft genug Ergebnis einer intensiven Bearbeitung durch innere Zensur, die kleinen, unscheinbaren, banalen Details dagegen können ebenso oft genug viel über die ursprüngliche, unverstellte Traumabsicht bzw. Textintention verraten.

Deshalb ist es so verhängnisvoll, dass der mit Textinterpretation beschäftigte Zweig der Literaturwissenschaft dem Banalen so wenig Aufmerksamkeit schenkt. Wenn in der Einleitung dieses Aufsatzes davon die Rede

war, dass die in ihm aufgestellten einzelnen Thesen untereinander verbunden sind, so kann man dies vielleicht nirgends so schön demonstrieren wie am Banalen.

Banal erscheint der Literaturwissenschaft auch das Konkrete (im Vergleich zur großartigen Abstraktion), der Reduktionismus (im Vergleich zum ausufernden Inflationismus), das Einsinnige (gegenüber der ehrfurchtserweckenden Vielsinnigkeit), die Lösung (im Vergleich zum mystifizierbaren Geheimnis des Rätsels), das Materielle (im Vergleich zur oft geradezu vergöttlichten Geistigkeit), die Realität (im Vergleich zur bedeutungsschwangeren Metaphysik), die Psychologie (im Vergleich zur eindruckschindenden Philosophie) usw.

Auf diese Weise wird nicht nur hinter Freuds Erkenntnisse, sondern vor allem hinter die Erkenntnis einer allgemein zugänglichen und wesentlichen Tatsache menschlichen Lebens zurückgefallen, dass uns nämlich seelisches Elend in vordergründig banalen Zusammenhängen (in Freuds Terminologie: „neurotisches“ Elend) viel mehr und zu viel schrecklicheren (und auch „edleren“) Taten bewegt als Elend in vordergründig „großartigen“, existentiellen, „philosophischen“ Zusammenhängen (für Freud „normales“ Elend).

So wie der manifeste Traum sehr oft Ergebnis einer von Abwehr und Widerstand diktierten Entstellung ist, so ist auch der Text des Dichters sehr oft einen ähnlichen Weg gegangen. Und die an der Königsdisziplin der Geisteswissenschaften, an der Philosophie, orientierte Literaturinterpretation leistet mit Hilfe eines komplexen und eindrucksvollen abstrakten Theorieapparats vielfach nicht mehr als dem Entstellungsprozess auf den Leim zu gehen – und ist, dieser Verdacht muss auch ausgesprochen werden, zu einem guten Teil vielleicht nur zu diesem Zweck entwickelt worden ...

Unterhalb möglichst großartiger Begriffe wie „Schuld“, „Gesetz“, „Gnade“, „Existenz“, „différance“ etc. tut es die philosophisch indoktrinierte Literaturwissenschaft dann gar nicht. Auch wenn konkrete, „banale“ Motive wie bei Kafka die Texte sowohl qualitativ in Struktur und Handlung als auch quantitativ bis in jeden einzelnen Absatz hinein prägen, werden sie oft nicht einmal zu dem Zweck wahrgenommen, den „großen“ Begriffen untergeordnet zu werden; sondern sie werden großteils entweder marginalisiert oder überhaupt gleich ignoriert. Eben weil sie aber im Werk so dominieren, kann die Deutung dann nur mehr sozusagen am kompletten Text vorbei erfolgen. Die Interpreten schreiben dann eigentlich nur mehr ihren eigenen, verselbständigten Text, zu dem Kafka sozusagen nur mehr das „Impulsreferat“ geliefert hat.

7. These: Die Literaturwissenschaft vernachlässigt die Intratextualität zugunsten der Einzeltextinterpretation.

Gegenstand einer Einzeltextinterpretation ist *ein* Text *eines* Autors, Gegenstand von *Intertextualität* sind *alle* Texte *aller* Autoren. In der Mitte liegt *Intratextualität*, deren Subjekt *alle* Texte *eines* Autors bilden. Sie liegt also zwischen zwei Extremen, die beide die Individualität eines Autors vernachlässigen: Diese kann sich in *einem* einzigen Text noch nicht zeigen und geht im Meer *aller* Texte unter.

Wenn ich davon spreche, dass die Literaturwissenschaft Einzeltextinterpretation bevorzugt, so möchte ich dies als eine relative Aussage verstanden wissen. Selbstverständlich gibt es unzählige Werkinterpretationen, welche die Beziehungen innerhalb der Texte eines Autors analysieren. Es geht mir nur darum, darauf hinzuweisen, dass eine wissenschaftlich fundierte Aussage (These, Theorie) auf einer möglichst großen Vielzahl von unternommenen Beobachtungen beruhen muss. Eine einzelne Beobachtung mag noch so sorgfältig durchgeführt sein und unterliegt doch immer der Gefahr einer vorschnellen Spekulation.

Demgemäß müsste Einzeltextinterpretation immer mit aller gebotenen Vorsicht und ohne großen Anspruch unternommen werden. Eine Deutung wie die bereits besprochene (der „Türhüterlegende“, durch Derrida), die einem einzigen, noch dazu relativ kurzen Text eine ganze philosophische Konstruktion unterlegt, ist unseriös. Gemessen am möglichen Deutungspotential werden aber Einzeltextinterpretationen in der Sekundärliteratur viel zu häufig und mit viel zu hohem Anspruch gegeben, und dies wohl nicht nur bei Kafka.

Dass Einzeltextinterpretationen bei Deutern so beliebt sind, ist allerdings leicht zu erklären. In einen einzelnen Text kann im Prinzip fast jede Deutung gezwängt werden, weil sich die jeder sprachlichen Äußerung immanenten Mehrdeutigkeiten hier zwangsläufig noch nicht einschränken lassen. Die postmoderne Denkschule der Dekonstruktion möchte daher konsequenterweise, um ungestört bleiben zu können, jeden Text am liebsten als „autonome Insel“ sehen. Der Pluralismus und die Relativität der Bedeutungen sowie Vielschichtigkeit, Vieldeutigkeit und Vielsinnigkeit können ja nur dort bestehen, wo kein Text mit anderen verglichen wird bzw. verglichen werden kann. Wo dies möglich ist, zerplatzen (siehe oben bei Derrida) komplexe Deutungsmuster wie Seifenblasen, wenn sie durch die Einbeziehung anderer Texte unglaubwürdig werden.

Einzeltexte sind also noch weitgehend offen für ein ganzes Universum alternativer Deutungsmuster. Deren Verifizierung und Falsifizierung anhand weiterer Texte würde allerdings den Interpretationsspielraum mehr und mehr einschränken und wird daher von Anhängern des Interpretationsrelativismus so gut es geht vermieden. Das in den Naturwissenschaften so erfolgreiche Wiederholungsprinzip (erst eine Vielzahl von Beobachtungen und Experimenten garantiert haltbare und fruchtbare Hypothesen, Thesen und Theorien und erlaubt die Formulierung von Gesetzmäßigkeiten) wird in der Literaturwissenschaft meines Erachtens nicht

wirklich ernst genug genommen. Selbst dort, wo Interpretationsansätze an vielen Einzeltexten erprobt werden, werden oft genug andere, widersprechende Texte mit Hilfe selektiver Wahrnehmung ausgeklammert.

8. These: Die Literaturwissenschaft vernachlässigt die Einsinnigkeit zugunsten der Vielsinnigkeit.

Gott sei Dank, wird hier der Philologe ausrufen! Vielsinnigkeit gilt ihm als Garant, vorschnelle Festlegungen, illusorische Gewissheiten, vorzeitigen Abschluss zu vermeiden. Und in der Tat ist es höchst problematisch, angesichts einer scheinbar überzeugenden Theorie, einer scheinbar endgültigen Deutung mit dem Fragen aufzuhören. Es gibt immer noch Standpunkte, die noch nicht eingenommen worden sind, Erklärungen, die noch ergänzt werden müssen, Blickwinkel, die erst noch eröffnet werden müssen. Das Geschäft des Fragens ist nicht nur bei Kindern ein nie abschließbares, und erst die Vielzahl der Perspektiven garantiert ein wirklich plastisches, möglichst vollständiges Bild.

Und doch ist die dogmatisch betriebene Vielsinnigkeit ebenso gefährlich wie die leichtfertig geübte Einsinnigkeit. Der Leser gestatte mir den Vergleich der Deutung mit der Liebe. Wer viele, ja alle Menschen (Deutungs-, Sinnmöglichkeiten) gleichermaßen liebt, verdient unseren Respekt; aber nur, wer seine Liebe auch zu gewichten versteht und sie nicht gleichmäßig wie mit der Gießkanne, sondern überzeugt und gezielt bestimmten, ihm *noch* liebenswerter erscheinenden Personen (Deutungen, Sinnzuschreibungen) zuteil werden lässt, wird dem Wesen der Liebe wirklich gerecht und kann ihre Kraft maximal nützen.

Dazu kommt, dass dogmatische Vielsinnigkeit sich zwar „demokratischer“ gibt, alle und alles gleich zu Wort kommen lässt, herrschaftsfreier und offener wirkt, dass aber die Realität, die Wahrheit und die Wirklichkeit sich nicht nach unseren vielleicht gut gemeinten Vorsätzen richtet. Es mögen zwar alle geometrischen Formen von der Kugel über die Pyramide bis zum Würfel gleichberechtigt sein, aber in der Realität ist die Erde eben immer noch viel eher eine Kugel als ein Würfel, so undemokratisch dies auch gegenüber der Restmenge der geometrischen Formen sein mag.

Und die Perspektiven, in denen Kafka als Jude, als Prager, als Versicherungsbeamter, als Vegetarier, als Freund Max Brods, als Tuberkulosekranker, als traumatisiertes Kind etc. etc. gesehen wird, sind für eine sinnvolle Interpretation seiner Texte untereinander nicht gleichermaßen aussagekräftig. Wir müssen uns angesichts dieser potentiellen Vielsinnigkeit immer drei wichtigen Fragen stellen: Haben *alle* diese Zusammenhänge Einfluss? Haben sie alle den *gleichen* Einfluss? Haben manche von ihnen *wesentlich mehr* Einfluss als die anderen? Die Antworten werden davon abhängen, welchen Dichter wir betrachten. Die erste Frage wird immer mit Ja zu beantworten sein, die zweite meistens mit Nein, die dritte (zumindest bei Franz Kafka) eindeutig mit Ja. Die Wahrheit ist undemokratisch und richtet sich nicht nach unseren Wünschen und Theorien, sondern nach ihren eigenen Gesetzen.

9. These: Die Literaturwissenschaft vernachlässigt die Psychologie zugunsten der Philosophie.

Dem Gegensatz von Banalem und Großartigem entspricht also, wie oben angedeutet, in unserem Zusammenhang der von Psychologie und Philosophie. Die Literaturwissenschaft bevorzugt eindeutig die Philosophie und hält psychologische Deutungen entweder für zu banal oder für zu kurz gegriffen. Vor die Wahl gestellt, die Schuld Josef K.s im „Proceß“ entweder in einem großartigen philosophischen Schwung mit universellen und existentiellen menschlichen Konfliktkonstellationen zu erklären oder aber mit dem banalen Schuldgefühl angesichts einer unerlaubten Dienstmädchenliebe, entscheidet sie sich ohne Bedenken für die erste Variante (genauer gesagt nimmt sie die zweite nicht einmal wahr).

Man muss aber kein philosophischer Banause sein, wenn man darauf besteht, dass eine einfache Erklärung sinnvollerweise einer komplizierten Erklärung vorzuziehen ist, wenn der Erklärungswert vergleichbar ist. Sondern man hat ganz im Gegenteil die jederzeit nachzuprüfende Tatsache hinter sich, dass für uns Menschen Probleme und Konflikte mit philosophischer Tragweite praktisch nie die gleiche Brisanz haben und die gleiche Betroffenheit hervorrufen wie solche mit psychologischem Hintergrund. Ob Krieg unter Nationen oder Krieg unter Familienmitgliedern, ob Ausschwitz oder Amoklauf im persönlichen Umfeld – immer lässt sich der Konflikt eher im seelischen und materiellen als im geistigen und spirituellen Bereich festmachen. Und ich kenne niemanden, der eines für ihn unlösbaren philosophischen Problems wegen an Selbstmord denkt; aber ich kenne genug Menschen, denen ein psychologischer Konflikt Anlass dafür ist.

Wie die Psychoanalyse zwischen vordergründigen, wechselnden Symptomen und tieferliegenden, „eigentlichen“ Ursachen (sehr oft sexueller Natur) unterscheidet, so könnte natürlich von einem übergeordneten Standpunkt aus auch die Sexualität bzw. die ganz wesentlich auf sexuellen Mechanismen aufbauende Psychoanalyse als Symptom gesehen werden, hinter dem eine „eigentliche“, wesentlichere, „philosophische“ Betrachtungsweise Platz greifen muss. Zumindest theoretisch, denn in der Praxis behauptet die Sexualität, wie uns das Leben immer wieder lehrt, ihren Platz als nicht austauschbare Kraft. Zum Wesen des Symptoms

zählt aber, dass es ersetzbar ist. Dass jedoch die Sexualität auch dort, wo sie mit enormem Aufwand unterdrückt wird, sich unübersehbar durchsetzt, weist darauf hin, dass sie keinen Symptomcharakter hat, sondern für uns nicht hintergebar ist.

Aus diesem Grund werden die Bemühungen, die Psychologie der Philosophie unterzuordnen, wohl immer scheitern. Letztere wird im Gegenteil immer um mindestens eine Stufe hinter das Mögliche, Erreichbare zurückfallen und es ist daher heute, wenn es darum geht, die mächtigsten Kräfte im menschlichen Leben zu verstehen und zu meistern, immer noch die Philosophie der Schmedl und die Psychologie der Schmedl ...

Die Philosophie lebt zwar von ihrem Image der Großartigkeit, und ich will hier auch nicht bestreiten, dass sie relevante Themen behandelt und im Geistesleben der Menschheit einen herausragenden Platz beanspruchen darf. Für viele Fragen greift sie allerdings auf eine ähnlich gravierende Weise zu *weit*, wie sie der Psychologie unterstellt, zu *kurz* zu greifen. Die stärksten Emotionen und die eindrucksvollsten sinnlichen Erlebnisse erfahren wir, wie gesagt, in aller Regel in jenen Bereichen, die wir der Psychologie zur Untersuchung überantworten sollten und nicht der Philosophie.

Sich dies einzugestehen mag einem gestandenen Philosophen nicht leicht fallen. Aber auch große Vertreter der Zunft bestätigen diese Beobachtung mit ihrem eigenen konkreten Lebensverlauf, und so verzweifelte etwa der große Nietzsche weniger an der Überforderung durch ihm zu komplex gewordene philosophische Konstruktionen, sondern viel eher am Durchbruch seines zuvor massiv verdrängten Mitleids angesichts eines geschlagenen Droschkengauls ...

Selbstverständlich müssen psychologische Erkenntnisse selbst wiederum Gegenstand weiterführender Untersuchungen werden und in größere Zusammenhänge gestellt werden. Bei Autoren wie Kafka ist dafür aber tatsächlich zunächst die Entschlüsselung eines „Basiscodes“ erforderlich, ohne die eine seriöse Weiterarbeit an der Textinterpretation einem Hausbau ohne gelegtem Fundament gleicht.

Die Philosophie (in diesem Fall: die Metapsychologie) muss in jedem Fall zu ihrem Recht kommen, aber sie sollte erst tätig werden auf der Basis konkreter, nachprüfbarer und nachvollziehbarer Zusammenhänge sowie auf der Grundlage solider, sorgfältiger, gründlicher und oft wiederholter Beobachtung und Erfahrung. Erst dann winken philosophisch formulierbare und um eine Stufe tiefgründiger gewordene Einsichten.

Anderenfalls besteht die bei allzu vielen Interpreten schlagend gewordene Gefahr, vorgefasste Meinungen und Theorien in ein paar einzelnen Textstellen bestätigt zu finden, die weitere Suche nach entsprechenden Motivwiederholungen aber vorzeitig abubrechen. Jedoch erst die gründliche und möglichst vollständige Analyse von Wiederholungsmotiven in möglichst allen Texten eines Autors kann seriöse Erkenntnisse vermitteln. Wer, wie es etwa Derrida in seiner Auslegung der „Türhüterlegende“ praktiziert hat, von ihm selbst entwickelte philosophische Konstrukte (die „différance“, den „Aufschub“) einem einzigen Text unterschiebt, verfehlt den Gewinn, den nur eine umfassendere und alle analogen Textstellen einbeziehende Deutung verspricht.

Leider, und auch das muss an dieser Stelle vermerkt werden, haben auch psychoanalytische Arbeiten zu Kafka bisher nur selten das Stadium oberflächlicher, durch simple Umlegung allgemeiner Symbolik und Grunderkenntnisse der Psychoanalyse auf das Werk und die Biographie des Dichters gewonnener Erkenntnisse überschritten. Die oft sehr undifferenzierte Kritik der Literaturwissenschaft an den „Übergriffen“ der Psychoanalytiker äußert sich dann z. B. immer wieder im Vorwurf, diese fänden immer und überall nur den ewig gleichen Ödipuskonflikt.

Dabei wird aber kaum wirklich ernsthaft darauf eingegangen, ob diesem Ödipuskonflikt nicht vielleicht tatsächlich eine universelle menschliche Konstellation zugrunde liegt (in welchem Fall es dann also einen Vorwurf wert wäre, immer und überall die Wahrheit zu finden ...). Man wird dieser Kritik jedoch nicht durch liebloses Einspannen in das Prokrustesbett einer Theorie den Wind aus den Segeln nehmen können, sondern nur durch detailliertes und verständnisvolles Eingehen auf die individuelle Umsetzung in *diesem* Menschen und in *diesem* Werk.

Um aber abschließend nochmals auf die Literaturwissenschaft zurückzukommen, muss noch angemerkt werden, dass die in den besprochenen Thesen angeführten Vernachlässigungen sich bei dem zur Illustration ihrer Problematik herangezogenen Literaten deshalb besonders gravierend auswirken, weil Franz Kafka ein in besonders hervorragendem Ausmaß „psychologischer“ Autor ist (also ein Autor des „neurotischen“ Elends). Bei anderen Autoren, deren Werk sich mehr mit dem „normalen“, universell-existentiellen Elend (und Glück) des Menschen beschäftigt (also bei „philosophischen“, „religiösen“, „metaphysischen“ oder auch bei „soziologischen“ Autoren etc.) wirken sich die problematischen Methoden und Vorgangsweisen, wie sie von einer großen Zahl von Literaturwissenschaftlern praktiziert werden und in ihrer Gesamtheit das Bild dieser Disziplin weitgehend prägen, nicht so gravierend aus.

Einer ihrer wichtigsten und vornehmsten Aufgaben fügen sie dennoch in Summe einen ernsten Schaden zu, nämlich der Aufgabe, aus den Werken unserer Dichter das zu lernen, was zur Vermeidung vermeidbaren menschlichen Leids zu lernen ist. Von Kafka könnten wir diesbezüglich noch sehr viel lernen: Sei es über die Bedeutung des Beistands der frühen Bezugspersonen eines Kindes bei dessen Bewältigung seiner frühen Triebkonflikte; sei es über das gar nicht zu überschätzende Ausmaß, welches gegen sich selbst

gerichtete Feindseligkeit annehmen kann; sei es endlich über die enorme Bedeutung bis ins Detail wiederholter und unwandelbarer szenischer Wiederholungen im Leben eines Menschen wie auch in seinen (z.B. literarischen) Äußerungen. Und zuletzt noch, wie ausdauernd und leider auch erfolgreich wir (wenn es sein muss über Jahrzehnte) uns solchen Erkenntnissen verschließen können, wenn wir uns ihnen offensichtlich nicht gewachsen fühlen ...

Primärliteratur

- Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe. Herausgegeben von Jürgen Born [u.a.]. Frankfurt a.M. 1982ff.
- KKAS – Das Schloß. Roman. Herausgegeben von Malcolm Pasley. Textband 1982.
KKAV – Der Verschollene. Roman. Herausgegeben von Jost Schillemeit. Textband 1983.
KKAN2 – Nachgelassene Schriften und Fragmente II. Herausgegeben von Jost Schillemeit. Textband 1992.

Sekundärliteratur

- Derrida, Jacques: *Préjugés. Vor dem Gesetz*. Wien 1992. (DERRIDA, 1992)
Matt, Peter von: *Verkommene Söhne, mißratene Töchter*. München Wien 1995. (MATT, 1995)
Poltzer, Heinz: *Franz Kafka. Der Künstler*. Frankfurt a.M. 1965. (POLITZER, 1965)
Rieck, Gerhard: *Kafka konkret - das Trauma ein Leben. Wiederholungsmotive im Werk als Grundlage einer psychologischen Deutung*. Würzburg 1999. (RIECK, 1999)

© Gerhard Rieck 1999